



Zum Dienst auf Covid-19-Stationen

Interview mit Emily Mück, Studentin der Medizin an der JLU Gießen

Frau Mück, die Corona-Pandemie beschäftigt uns alle nun schon über zwei Jahre. Bereits Anfang März 2020 starteten Ärzte des UKGM (Standort Gießen) und des St.-Josefs-Krankenhaus Balseische Stiftung einen Aufruf, der auf die Notsituation auf den Covid-19-Stationen aufmerksam machte. Gesucht wurden Freiwillige zur Unterstützung der regulären Mitarbeiter.

Führte dieser Aufruf zu Ihrem Engagement?

Emily Mück: Ja, vor allem durch diesen Aufruf wurde ich auf die Notsituation der Covid-Station aufmerksam. Zu Beginn der Pandemie begann auch mein viertes Semester und nach dem vierten Semester haben wir in der Humanmedizin das Erste Staatsexamen. So war auch mein Staatsexamen stark überschattet von den Bedingungen der Pandemie. Im September hatte ich mein Staatsexamen absolviert und diese stressige Zeit hinter mir. Normalerweise, ich kenne das von anderen Kommilitonen, macht man danach etwas Schönes und auch das Privatleben rückt wieder stärker in den Vordergrund. Ich hatte mir so viele schöne Sachen vorgenommen, die nun nicht möglich waren. Deshalb war es schon sehr frustrierend, als ausgerechnet in dieser Zeit die Welle richtig los ging.

Welche Motivation führte zu Ihrem Engagement?

Emily Mück: Dann habe ich die Mail bekommen und mir gedacht: Was mache ich mit der Zeit, die ich nun habe? Soll ich Hobbys nachgehen oder lieber etwas tun, was mir weiterhilft? Ich versuchte, das Beste aus der Situation zu machen, die ich nicht ändern kann, und der freien Zeit einen guten Sinn zu geben. Durch das Engagement habe ich auch Praxiserfahrungen gesammelt, die sonst vielleicht nicht möglich gewesen wären und auf die ich mich gefreut hatte. Die Praxis hatte ja bereits durch die Pandemie sehr gelitten. Deshalb war der Entschluss, sich in der Klinik zu engagieren, bald gefasst.

War die Zusicherung des Studiendekans vom Fachbereich Medizin, dass der Einsatz am UKGM in dieser Notsituation auf Studienleistungen angemessen angerechnet werden kann, für Sie und andere Studierende von Bedeutung?

Emily Mück: Für mich persönlich nicht. Damals galt das für Personen, die eine Ausbildung hatten. Viele, die eine Ausbildung absolviert hatten, haben dies wahrgenommen. Ich wollte mein Studium weiterführen, hatte großen Anreiz zu lernen und Prüfungen abzulegen. Deshalb stand das für mich nicht zur Debatte. Ich habe das gut geregelt bekommen: die Uni und die Arbeit. Andere haben diese Möglichkeit aber in Anspruch genommen.



Emily Mück

(Foto: Privat)

Seit wann helfen Sie in der Uniklinik? Und wo waren Sie eingesetzt?

Emily Mück: Zu Beginn der zweiten Welle im Oktober 2020 kam eine Mail, auf die ich mich gemeldet habe. Im November 2020 habe ich meinen Vertrag bekommen und bin bis jetzt dort, also eineinhalb Jahre. Der Vertrag galt zunächst für ein Jahr und wurde verlängert für alle, die das wollten. Die Vereinbarungen sind gut für uns Studierende, denn wir können den Dienstplan super an unsere Vorlesungen anpassen. Wir dürfen die Arbeitszeit und Anzahl der Dienste selbst festlegen. Das hat alles gut gepasst.

Wie sah Ihr Arbeitsfeld aus? Schildern Sie uns bitte Ihren Dienstablauf.

Emily Mück: Wir dürfen alle Schichten übernehmen, auch den Nachtdienst. Ein Frühdienst beginnt um 6 Uhr, das ist schon früh, ein Spätdienst beginnt um 12.30 Uhr. Zuerst testet man sich, dann bespricht man sich mit der Person, die vor einem in der Schicht war, über Dinge, die noch zu erledigen sind. Wir kontrollieren, ob vom Material alles da ist, zum Beispiel Spritzen, Medikamente, Schutzkleidung, Kittel, Handschuhe und Desinfektionsmittel. Das war am Anfang der Pandemie besonders wichtig, als es Lieferengpässe gab. Dann haben wir uns informiert, was an dem Tag ansteht, was relevant ist, zum Beispiel wird ein Patient verlegt oder steht Besuch von Angehörigen an. Das war ein wichtiger Teil unserer Arbeit, denn wir haben uns immer um den Besuch gekümmert, ihn abgeholt, auf die Station gebracht und beim Anlegen der Schutzkleidung geholfen. Wir

haben Essen geholt für die Patienten, die essen konnten, Blutproben und Untersuchungsgeräte geholt oder weggebracht.

Alles, was aus den Patientenzimmern kommt, muss komplett desinfiziert werden. Wir selbst sind nicht in den Zimmern, sondern nur auf den Fluren eingesetzt worden, hatten keinen direkten Patientenkontakt, damit der Infektionsschutz gewährleistet ist. Deshalb können wir auch für die Pfleger und Pflegerinnen Besorgungen machen und auf anderen Stationen zum Beispiel Unterlagen abholen und alle Wünsche erfüllen, die anfallen. (lacht)

Das Coronavirus ist hochansteckend. Es gab schwere und viele tödlich endende Verläufe. Wie groß war oder ist die Angst vor Ansteckung bei Ihnen selbst und Ihrem näheren Umfeld?

Emily Mück: Ich persönlich muss sagen, dass wir ja schon zu einer Zeit gearbeitet haben, als die zweite Welle auf ihrem Höhepunkt war und es noch keinen Impfschutz gab. Im Januar 2021 gehörten wir zu den ersten, die geimpft wurden. In meinem Umfeld war deshalb die Ansteckungsgefahr durchaus ein Thema. In meiner Wohngemeinschaft und im Freundeskreis haben wir uns darüber ausgetauscht und abgesprochen. Ich weiß von anderen, die mit mir zusammengearbeitet haben, dass sie in der Weihnachtszeit aus Vorsicht für ihre Familien keine Dienste angenommen haben. Ich bin nicht sicher, ob rein statistisch gesehen die Ansteckungsgefahr bei uns größer ist als im privaten Bereich. Bei uns ist es ja so, dass wir wissen, die Patienten haben Corona. Das Ansteckungsrisiko ist viel größer im Freundes- oder Bekanntenkreis, weil man nicht weiß, ob jemand Corona hat. Deshalb habe ich mir in der Klinik weniger Gedanken gemacht, eher vor einem Besuch meiner Großeltern. Davor habe ich mich dann aber rechtzeitig isoliert, um sicherzugehen.

Für Ärzte und Pflegekräfte ist es wohl immer besonders erfreulich, wenn ein Patient als genesen entlassen wird. Aber nicht jede Krankheit ist heilbar. Gab es während Ihrer Dienstzeit Situationen, die Sie als besonders belastend empfunden haben? Gab es vielleicht auch erfreuliche Momente?

Emily Mück: Belastend und anstrengend war am Anfang das Gefühl, dass es zu viel zu tun gab und man seine Arbeit kaum bewältigen konnte.

Nahegehend war der Umgang mit Angehörigen, denn mit den Patienten selbst hatte ich keinen direkten Kontakt. Wenn man die Angehörigen begleitet hat, wurde man schon auch mit Angst und Trauer konfrontiert sowie mit vielen Fragen. Die haben wir an die Ärzte weitergeleitet, Arztgespräche vermittelt. Es gab auch viele, viele Tränen. Das war etwas, was einen nicht kalt lässt und wo ich mitgeföhlt habe. Das ist vielleicht auch etwas, was man nicht mit der Krankenhauskleidung ablegt, wenn man nach Hause geht.

Erfreulich empfand ich tatsächlich die Teamarbeit. Was ich sehr genossen habe, waren die netten Kollegen. Ich erinnere mich auch noch an meinen ersten Dienst: Nachdem ich mich erst einmal zurechtfinden musste, kam ich auf der Station an und habe mich kurz vorgestellt. Ich war noch in der Umkleidekabine und ganz unsicher, wie ich wohl vom Personal aufgenommen werde und dann sagte jemand: „Schön, dass ihr da seid! Ihr helft uns so viel! Es ist wichtig, dass ihr da seid!“ Sofort war durch diesen positiven Empfang alle Unsicherheit aufgehoben. Etwas, worüber ich mich auch immer gefreut habe: In unserem Essensraum gab es eine Wand voller Postkarten mit Dankschreiben genesener entlassener Patienten und viele gemalte Bilder, die uns Kindergärten oder Schulklassen zugeschickt haben. Das war total schön anzuschauen. Die Karten habe ich gern gelesen. Das hat mir immer Kraft gegeben.

Wie würden Sie Ihren Einsatz und den der anderen studentischen Helfer bewerten. Haben Sie Dankbarkeit und Anerkennung erfahren?

Emily Mück: Ja, Dankbarkeit habe ich öfter erfahren, besonders von Angehörigen. Das hat mir gutgetan und ich habe mich sehr darüber gefreut. Aber mir geht es nicht in erster Linie darum, dass andere Leute mich loben. Bei mir steht die Freude an dieser Arbeit im Mittelpunkt.

Sie studieren im 7. Semester Medizin und schreiben an Ihrer Doktorarbeit. Wie lange können Sie Ihr Engagement noch fortführen?

Emily Mück: Mir war immer bewusst, dass dieser Job aus einer Ausnahmesituation entstanden ist, und dass ich so lange arbeite, wie es nötig ist. Ich schaue was kommt, denn ich habe meine Dienste immer der Situation angepasst, also mehr gearbeitet, wenn die Pandemie schlimmer wurde und weniger, wenn es besser wurde. Das Studium und mein Nebenjob auf der Covid-Intensivstation lassen sich gut miteinander vereinbaren. Ich beginne jetzt mit meiner Doktorarbeit und werde weniger Dienste annehmen. Ich hoffe, dass es bald nicht mehr gebraucht wird, auch wenn ich den Job gerne gemacht habe.

Welche persönliche Bilanz ziehen Sie aus dieser besonderen Zeit (Lebensphase)?

Emily Mück: Vielleicht, dass man manche Situationen zwar nicht ändern kann, aber man kann immer versuchen, das Beste daraus zu machen. Zu Beginn war ich nach meinem Ersten Staatsexamen ja erst enttäuscht, dass meine Pläne durch die Pandemie nicht so aufgegangen sind, wie ich mir das gewünscht hatte. Aber durch meine Arbeit auf der Covid-Station habe ich für mich eine Alternative gefunden, die mir viele neue Erfahrungen ermöglicht hat. Ich werde mich immer gerne an die Zeit dort zurückerinnern.

Frau Mück, herzlichen Dank für dieses Gespräch und alles Gute für die Zukunft!

Das Gespräch führte Angelika Müller-Scherf am 24. Januar 2022 via Zoom.